drang und er durchnäßt oder beschneit erwachte, so fand er solche Vorfälle sehr natürlich und sie dienten ihm als Stoff zu Scherzen! Aber die Not trieb ihn auch zu eisernem Fleiße und zu solcher Ausdauer an, daß er oft an einem Tage 18 bis 20 Stunden am Klavier und an seinen Notenblättern saß. So können wir auch hier fragen, ob wir ohne diese Not einen Haydn, den berühmten Vater der Quartette, der Oratorien und der Symphonien hätten?

Diese und noch viele andere große Männer zeigen, daß Dinge, die andere entmutigen, auch anspornen, aufstären und fördern können. Ein Marmorblock, aus dem eine Statue werden soll, wird nur durch mächtige Schläge mit Hammer und Meißl aus dem Groben heraus gearbeitet. Auch der Mensch vervollkommnet sich nur auf dieselbe Weise. Und wenn er von tüchtigem Stoff ist, wenn der Kern gut ist, dann braucht man die empfangenen Stöße und die abgeschlagenen Stücke nicht zu fürchten. Selbst das Unheil wendet sich dann zum Guten.

Die Not lehret einen zu Hand
Des man sunst hat kein Verstand."
„Not macht Füße."
„Not ist die Mutter der Erfindungen."

Das sind alte Sprichwörter. Und in den „deutschen Sinngedichten" findet sich der schöne Vers:

Not ist unser schärfter Sinn;
Hat den Augenblick gefunden,
Wo zuvor die anderen sünk,
In Gedanken stillestunden.

Unverhoffte Vergeltung.

(Etwas für unsere kleinen Leser.)

Es ist schon lange her, die Eisenbahn zwischen Düsseldorf und Aachen war noch nicht ganz fertig, da wanderte ein junger Student an einem heißen Sommernachmittage durch das Tor der alten Kaiserstadt ein, welches unter dem Namen „Marschiertor" weltbekannt ist. Sein Ränzel auf dem Rücken, den Knotenstock in der Hand, schritt er durch die Jakobsstraße. Hin und wieder warf er einen prüfenden Blick auf die Kinder, die in großer Anzahl vor den Türen der Häuser umherspielten. Aber er wandte jedesmal unbefriedigt den Kopf wieder weg. Endlich, fast am Ende der Langen Straße, öffnete sich kurz vor ihm die Tür eines großen Gebäudes und lärmend ergoß sich eine Schar Knaben heraus, alle mit Tornistern oder schwer bepackten Bücherriemen versehen. „Die sind größer, die werden's wissen," murmelte der Wanderer und gleich darauf stand er mitten unter den Jungen. „Wer von Euch kann mir die Richtung nach dem Tempelgraben hin angeben?" frug er freundlich. Einen Augenblick starrten die Kinder ihn an, dann liefen einige weiter, ohne sich um den Frager zu kümmern, indeß andere schrien: „Nach dem Tem—pel—gra—ben? Das ist noch weit." Doch einer trat jetzt freundlich heran und sagte, sein Käppchen lüftend: „Wenn es Ihnen recht ist, zeige ich Ihnen den Weg. Ich gehe auch dorthin." „So? das ist ja herrlich." Und das Gesicht des Studenten erhellte sich.

Erst schritten die beiden stumm nebeneinander daher. Als sie aber ein paar Straßen durchquert und jetzt, in die Kleinmarschierstraße abbiegend, vor dem schönen Kruzifix, das rechts am Ende des Alexianergrabens steht und damals eben neu errichtet war, beide die Mütze lüfteten, trafen ihre Augen sich mit einem verständnisinnigen Blick. „Nun sind wir bald am Dom", sagte der Kleine und zeigte nach der herrlichen Kuppel hin, die etwas rechts über die Häuser emporragte. Der Student nickte. Die Freundlichkeit seines kleinen Wegweisers tat ihm wohl und gerne hätte er ein Gespräch mit ihm angeknüpft. Aber er hatte einen Weg von zehn Stunden zurückgelegt und fühlte sich plötzlich so ermattet, daß er kaum im Stande dazu war. Ein brennender Durst quälte ihn und doch mochte er, so nah dem Ziel, nicht mehr einkehren, um einen Labetrunk zu fordern. So schritt er stumm fürbaß, bis ihm von den Bäumen des Münsterplatzes Schatten und Kühle entgegenwehte.

Unwillkürlich hielt er den Schritt an, als der herrliche Bau jetzt vor ihm lag, in Bewunderung verloren blieb sein Blick auf den prächtigen Formen haften und er kam erst wieder zu sich, als er einen klaren Trunk blinken sah, den sein Führer ihm vorhielt. Hastig ergriff er das Glas und leerte es in einem Zuge. Noch nie hatte er sich so erquickt gefühlt. Jetzt sah er aus dem nahen Brunnenrohr noch das Wasser niederrieseln und den Knaben in Eile dahersringen und der in der Nähe sitzenden Höckerfrau das Glas zurückbringen. Dann schritt er wieder rüstig neben ihm her, weiter über den Marktplatz mit dem altehrwürdigen Rathaus und dem großen Brunnen in der Mitte, auf dem eine kleine Statue des großen Kaiser Karolus steht, bis endlich nach wiederholten Wendungen eine schöne, lange Allee vor ihnen lag, an der sich eine Häuserreihe hinstreckte. „Hier ist der Tempelgraben." Damit wies der Kleine auf die Schrift an der Mauer, die sein Wort bestätigte.

„Können Sie sich jetzt zurechtfinden?"

„Gewiß. Aber gehen wir nicht noch eine Strecke miteinander? Du wolltest ja auch hierher."

Das Kind schwieg verlegen.

„Freilich," sagte es dann mit einem schnellen Entschlusse, „aber nur, um Sie zu führen, denn Sie hätten sonst gar zu leicht irre gehen können."

Damit grüßte er und war um die Ecke, ehe der Student etwas erwidern, ehe er danken konnte.

Dieser schritt jetzt gemächlich weiter, in dem Schatten, den die Bäume bereits warfen, die Hausnummern verfolgend, bis er diejenige der unbekannten Verwandten gefunden, die er aufsuchen sollte. Aufs freundlichste von denselben angenommen, vergaß er bald die Beschwerden des Marsches und freute sich, die Herrlichkeiten der Stadt Aachen und die Schönheiten ihrer Umgebung kennen zu lernen, von denen seine Mutter ihm so oft erzählt.

Aber dazwischen und während seines ganzen Ferienaufenthaltes stand immer der freundliche Knabe mit dem treuherzigen Blick vor ihm, der den weiten Weg von dem einen Ende der Stadt bis zum andern nicht gescheut hatte, ihm gefällig zu sein. Und es wollte ihm nicht aus dem Sinn, daß er so wenig mit ihm plaudern, ja ihm nicht einmal hatte danken können.

Mehr als dreißig Jahre waren seit jenem Tage vergangen. Der Student hatte die Jahre seiner Ausbildung gut benutzt und war ein bedeutender Mann geworden, der einen hohen Posten in der Residenz bekleidete. Heute war er auf seiner Amtsstube besonders in Anspruch genommen, als ein Fremder gemeldet wurde, der den Herrn Direktor dringend zu sprechen wünsche. Dieser seufzte.

„Man hat gar keine Ruhe. Gerade heute —" damit fiel sein Blick auf die Karte, welche der Diener überge ben hatte.

„Friedrich Köhler, Aachen." Sinnend hielt er sie ein Weilchen in der Hand.

„Führen Sie den Herrn herein," entschied er dann.

„Sie verzeihen," begann der Eintretende schüchtern, „ich bin in einer wichtigen persönlichen Angelegenheit hierher gekommen, aber ganz unbedacht über die Wege, welche ich einschlagen muß, dieselbe zu einem guten Ende zu bringen. Nun hat man mir gesagt, ich möge Sie um Ihren Rat bitten, da Sie in diesen Sachen erfahren und stets hilfsbereit seien."

„In ihrem Falle um so lieber, als wir ja Landsleute sind. Auch ich bin Rheinländer," entgegnete der Direktor freundlich, indem er den Fremden scharf ins Auge faßte. „Doch hier ist nicht der Ort zu einer ungestörten Besprechung. Wenn Sie mich heute abend in meiner Privatwohnung unter den Linden aufsuchen wollen, werden wir alles in Ordnung bringen."

Als Friedrich Köhler an jenem Abend, aufs herzlichste bewirtet, aufs beste beraten, überströmenden Herzens danken wollte, unterbrach sein freundlicher Wirt ihn mit den Worten: „Nichts von Dank, schon allzulange bin ich Ihr Schuldner. Erinnern Sie sich nicht eines heißen Sommertages, an dem ein kleiner Knabe einen müden Wandersmann von einem Ende der Stadt Aachen bis zum anderen begleitet hat, ihm ein mühseliges Umherirren zu ersparen? Er war damals zu müde und ungeschickt, dem freundlichen Kinde mit Worten zu danken. Aber hundertmal hat er es im Herzen getan und noch heute steigt, wenn er sich an einem frischen Trunk labt, der Domtrunnen der alten Kaiserstadt vor ihm auf, mit dessen Quell es seinen verschmachtenden Gaumen erquickte."

Sprachlos sah Friedrich in das Gesicht des Redenden. „Ja," sagte er endlich, ich erinnere mich. Aber wie konnten Sie wissen, daß ich —"

„Dieser Knabe war?" fiel der andere ein. „Als ich Ihre Karte erhielt und mein Blick auf den Namen fiel, da sah ich plötzlich die Knabenschar in der Jakobstraße mich umzingeln und hörte einen rufen: „Ah, sch einer den Köhler."

Und wenn ich noch hätte zweifeln können, würde ein Blick in Ihre treuherzigen Augen es mir bestätigt haben, daß ich meinen kleinen Führer von damals vor mir hatte, dem zu danken ich mich so oft gesehnt."

Wie oft hat Friedrich Köhler jene freundliche Tat aus seiner Kinderzeit gesegnet, die ihm einen Gönner verschaffte, der ihm noch heute mit seinem Rat und seiner Freundschaft zur Seite steht. Lest auch ihr, liebe Kinder, nie eine Gelegenheit vorübergehen, euch freundlich und gefällig zu erweisen. Großes könnt ihr noch nicht vollbringen, aber ein gutes Wort, eine kleine Dienstleistung haben für den Empfänger oft einen höheren Wert, als ihr ermessen könnt und werden sie auf Erden auch nicht oft so sichtlich belohnt, wie ihr es aus der vorstehenden Begebenheit ersehn, so wird doch das Bewußtsein, gut und hilfsbereit gewesen zu sein, euch mit einer so reinen, inneren Freude erfüllen, wie kein Spiel und kein Vergnügen sie euch geben kann. Euer Engel aber wird alles vor Gottes Thron tragen, wo es in das Buch des Lebens eingeschrieben wird. O möge er doch von jedem Kinde täglich eine gute Tat, ein gutes Streben zu verzeichnen haben. Faßt den festen Vorsatz dazu und Gott helfe euch, ihn zu erfüllen.

Der kleine Verräter.

Vom Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich wird erzählt, er habe eine besondere Lust und Freude an kunstreichen Schlaguhren gehabt, die groß und klein auf seinem Tische standen. Nun begab es sich eines Tages, daß mehrere seiner Kammer- und Hofdiener im Zimmer waren, während der Kaiser am Fenster stand. Einer der Bedienten benutzte die Zeit, um, wie er glaubte, von Niemand bemerkt, ein kleines Uehrlein sich in die Tasche zu klauben. Ferdinand aber hatte in der spiegelnden Fensterscheibe den Vorgang bemerkt, drehte sich um und fing mit dem Diener ein Gespräch an, das er so lange ausdehnte, bis das Uehrlein in der Tasche anfing, die Stunde zu schlagen, und der Dieb sich zu seinem Entsetzen verraten sah.

Viele Menschen sind diesem Diebe nicht ungleich; sie entwenden Gott durch Mißbrauch ihrer Seelenkräfte und seiner Geschöpfe das schöne Uhrwerk des Gehorsams, das immer nach Gottes Willen gehen und schlagen soll; denn alle unsere Kräfte Leibes und der Seele und alle lebenden und lebtosen Geschöpfe sind von Gott wie Uhrwerke in ihrem Gange und in ihrem Gebrauche bestimmt. Anstatt nun diese Kräfte und alle Dinge zu Gottes Freude und Lust wie schöne Uehrchen an ihrem Platze gehen und schlagen zu lassen, schieben sie dieselben in die diebische Sacktasche ihres Gott widerstrebenden Herzens, stehlen Gott durch schwere Sünden das, was ihm gehört und verbergen manches Schelmstück vor den Augen der Menschen, meinend, auch Gott sähe es nicht.

Endlich aber, wenn sie an die Sterbestunde kommen, da fangen all diese Uehrlein im bösen Gewissen an zu schlagen, und die Augen Gottes, die nicht, wie die des Kaisers, nur im Spiegel von der Seite, sondern allweg schnurgerade auf uns gerichtet sind, fangen an, uns all unseres Tuns und Lassens, so geheim es immer gewesen, zu überweisen.

Wenn nun jener Diener vor dem Kaiser wegen des entwendeten Uehrleins schon so beschämt da stand, wie groß wird dann erst unsere Beschämung vor dem Herrn und König der ganzen Welt werden, der zugleich unser strenger Richter ist an jenem Tage, wo der Tiktak des Herzens aufhört, aber der Tiktak des bösen Gewissens wie der eines gewaltigen Schlagwerkes sich geltend macht?!

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.
Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 31. Sonntag, 30. Juli. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 30. Juli: Flora.
Montag, den 31. Juli: Ignat. v. L.
Dienstag, den 1. August: Petri Kettf.
Mittwoch, den 2. August: Alfons v. L.
Donnerstag, den 3. August: Gamaliel.
Freitag, den 4. August: Dominikus.
Samstag, den 5. August: Oswald.

Sonntagslesung.

Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Das Wort klingt hart, zumal in heutiger Zeit, wo alles aufs Geldverdienen und zwar viel Geldverdienen ausgeht. Und viele könnten meinen, wenn das das Christentum lehrt, dann paßt es wirklich nicht mehr in die Welt. Man müßte dann die ganze Welt zum Kloster machen und das geht doch nicht. Und selbst dann könnte man ohne Geld nichts machen. Das ist gewiß richtig. Man muß aber das Wort auch recht verstehen. Der göttliche Heiland wußte sehr wohl, daß, obgleich das Geld damals längst nicht die Bedeutung hatte, wie heutzutage, es ohne Geld in der Welt nicht geht. Noch als sie seine Jünger waren, lagen Petrus, Johannes und Andreas zuweilen noch ihrem Fischerhandwerk ob und verdienten dadurch Geld und einer von ihnen hatte sogar den Säckel, worin das Geld verwahrt wurde. Nein, es kommt in dieser Sache auf ein kleines Wörtchen an. Nicht dienen sollen wir dem Mammon; uns nicht vom Gelde unterkriegen lassen, das Geld nicht zu unserem Abgott machen. Wir sollen dem Gelde nicht dienen, aber es wohl verdienen und mit dem verdienten Gelde wieder Gott dienen, unserem Herrn, nur dem Herrn auch über Geld und Welt. Ihm dienen mit dankbarem Herzen, mit offener Hand, in dem Bewußtsein, daß wir eigentlich nicht Eigentümer unseres Geldes sind, sondern nur Verwalter, und wir über den richtigen Gebrauch im Geiste der Gerechtigkeit und Nächstenliebe Gott dem Herrn einst Rechenschaft geben müssen.

Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

XXX.

Von der Bildung des Herzens.

(Die Temperamente.)

Wir sprachen das letzte Mal von dem sinnlichen Strebevermögen. Es hat, wie wir hörten, die sinnlichen Güter zum Gegnstande. In dieses Gebiet des sinnlichen Strebevermögens gehört nun auch das Temperament. Ueber den Begriff Temperament sind die gelehrten Leute nichts weniger als einig. Das hat darin seinen Grund, weil der Anteil, den der Geist an den Temperamenten hat, bisher nicht auszumitteln war und somit zu den sogenannten psychologischen Geheimnissen gehört. Doch stimmt die größere Zahl der Philosophen darin überein, daß die Temperamente in einer gewissen ständigen Leibesbeschaffenheit beruhen.

In ältester Zeit hat man die Temperamente aus den vier Ureigenschaften der körperlichen Dinge, nämlich der Kälte, Wärme, Feuchtigkeit und Trockenheit zu klassifizieren gesucht. Aus ihnen wurden die vier Hauptsäfte des menschlichen Körpers abgeleitet und nach den griechischen Namen, welche diese Hauptsäfte trugen, das sanguinische, cholerische, melancholische und phlegmatische Temperament unterschieden. Heute neigt die Wissenschaft mehr dazu, den Sitz der Temperamente in die Nerven, Muskelfasern und Lymphgefäße zu verlegen.

Das Temperament äußert sich insbesondere durch die einem jeden eigentümliche und bei jedem nach ihrer Kraft verschiedene Wechselbeziehung zwischen der Einwirkung verschiedener äußerer Eindrücke und Reize auf das Innere, und der Rückwirkung der inneren durch die Eindrücke veranlaßten Erregung gegen diese Eindrücke nach außen. Man unterscheidet nun wie gesagt vier Temperamente.

Bei dem ersten, dem cholerischen, sind die Einwirkung, die Eindrücke von außen und die innere Reaktion ihnen gegenüber gleich stark. Die Einwirkungen dringen tief ein und ziehen eben so heftige Rückwirkungen nach sich. Dem cholerischen Temperamente ist hiermit bei hoher Reizbarkeit ein starker Rückschlag eigen.

Unter einem Choleriker stellt man sich gewöhnlich eine Person mit festem starkem Körperbau vor. Der Atem und der Puls sind bestimmt und stark, die Stirne breit und gewölbt, die Brust weit und die Schultern breit, die Gesichtszüge sind scharf gezeichnet und ausdrucksvoll; das Auge feurig und von lebhafter Bewegung, die Stimme ist stark, männlich und sonor, die Sprache bestimmt, die Haltung, der Gang und die Bewegung sind fest, kraftvoll und selbstbewußt.

Die Geistesanlagen sind in der Regel ausgezeichnet, das Wahrnehmungsvermögen umfassend, die Phantasie nicht immer reich an Bildern, aber kühn in ihren Plänen. Die Tätigkeiten des Verstandes gehen mit Leichtigkeit und großer Energie vor sich, der Sinn ist meistens auf das Praktische unmittelbar ins Leben Eingreifende gerichtet. Das Gemüt hat zwar eine starke Empfänglichkeit, ist jedoch von geringfügigen Dingen nicht berührbar; das Gefühl heiß, der Affekt stürmisch, die Leidenschaft glühend, daher häufig Aufbrausen, Mut, Kühnheit, Verwegenheit, Stolz, Hochmut, Ehr-, Ruhm- und Rachsucht, die jedoch das Kleinliche und Engherzige, die Schlauheit und die Heuchelei, die Verstellung und die Lüge, den Geiz und die Verleumdung verachtet, daher Offenheit, Großmut, Edelsinn, Hochherzigkeit, Ausdauer und Tapferkeit nicht weniger häufig. Die Begierden sind dauernd und anhaltend, alle Hindernisse beiseite schiebend mit einem entschlossenen, nachhaltigen und ausdauernden Willen.

Die Handlungsweise ist in der Regel rasch, nachdrucksvoll und fest. Dem cholerischen Temperamente entspricht also eine bleibende mannhafte Gemütsverfassung, mutvoll, ausdauernd und wenig veränderlich. Auch heiter und munter kann der Choleriker sein bei allem Ernste, nur ist er nicht zum Spaßmachen und Narrekei geneigt.

Der Choleriker ist der geborene Herrscher unter den Menschen und seine Ausstattung das Anteil großer Männer. Napoleon und Bismarck waren Choleriker. Ohne Selbstbeherrschung werden aus Cholerikern leicht Despoten, Bedrücker und Tyrannen, nicht bloß im Staatswesen, sondern in jeder Gemeinschaft, auf den Büros und in den Familien.

In einer deutschen Singmesse.

In unserer Kirche wird in der Regel an Sonntagen von den Zöglingen zum Hochamte eine Choral- oder mehrstimmige Messe gesungen. Zuweilen, so auch heute, tritt an die Stelle des Hochamtes die deutsche Singmesse mit den Liedern, wie sie im Diözesangebetbuch stehen.

Wie viel hundert Male hat man diese Messe in Kapellen und Pfarrkirchen schon gehört! Selten so schön wie hier. Die zweihundert Zöglinge des Hauses singen sehr viel. Die Stimmen sind jung. Durch fortwährende Uebung unter einer tüchtigen Gesangsmeisterin haben sie das Naturwüchsige, Rauhe und Rohe abgelegt.

Man hat so gleich bei den ersten Tönen den Eindruck eines Gesanges, der durch die Schule der Bildung gegangen. Es beteiligen sich zwar auch Besucher von auswärts an dem Gesange, aber nicht so viele, daß, wenn ihre Stimmen etwas mehr Naturlaute bringen, sie damit dem feinen Gesange der Zöglinge etwas anhaben könnten, vielmehr geben die kräftigen Männerstimmen dem Haarstrichgewebe des Mädchengesanges einige kräftige, wohltuende Grundstriche.

Wie gerne man früher gesungen und mitgesungen hat, als Priester, und zumal als Fünfundsiebzigjähriger kommt man davon ab. Die deutsche Singmesse erst mitzusingen, hat man überdies kaum mehr Gelegenheit, da man ja, während die Gläubigen singen, am Altare steht und die hl. Messe liest. Heute morgen jedoch sang ich einmal mit und hatte bald das Empfinden, wie sehr dieses Mitsingen geeignet sei, fromme Affekte und Anmutungen zu machen.

Der Gesang mit der Begleitung des Harmoniums war eine Vereinigung von Poesie, Melodie und Harmonie in dem einfachen schlichten und doch so anziehenden Gewande des Volksliedes, die das Gemütsleben auf den verschiedensten Punkten berührt und religiöse Wallungen weckt.

Was in der hl. Messe angeklungen wird, das Schuldbewußtsein beim Confiteor und Kyrie, der Dank und das Lobempfinden beim Gloria, das Glaubensbekenntnis beim Credo, die Aufopferung beim Offertorium ꝛc., alles wird da in diesen Liedern in schöner Weise zum Ausdruck gebracht.

Man versuche nur einmal und singe nach der hl. Wandlung mit Andacht das Lied: „Sieh, Vater, von dem höchsten Thron," mit. Die getragene Singweise läßt uns zunächst Zeit, dem Sinn der Worte, durch die Melodie beleuchtet, mehr nachzudenken. Man erwäge nur einmal, welch ein Reichtum an religiösen Ideen und Anmutungen in dieser Strophe liegt:

Sieh Vater, von dem höchsten Throne,
Sieh gnädig her auf den Altar,
Wir bringen dir in deinem Sohne
Ein wohlgefällig Opfer dar.
Wir fleh'n zu dir, wir deine Kinder,
Und stellen dir dein Leiden vor.
Er starb aus Liebe für uns Sünder;
Noch hebt er's Kreuz für uns empor.

Es ersetzt einem ja fast eine ganze Betrachtung. Wir möchten mit unseren Lesern eine Wette eingehen, wenn sie jetzt, wo sie dieses lesen, einmal das Lied mit Aufmerksamkeit vor sich hersingen würden, sie würden schon aus dem Grund religiös gestimmt, weil sich mit dem Liede so manche andere fromme religiöse Gedanken aus der Kindheit, der Jugendzeit, aus Stimmungen, freudigen, leidenden Stunden verbinden. Und nun denke man erst, man singe das Lied fromm und in der Kirche.

Es ist schade um den kirchlichen Volksgesang. Diejenigen, die eigentlich den größten Nutzen davon hätten, beteiligen sich nicht oder doch wenig daran. Die frommen Seelen beten während der hl. Messe meistens aus ihrem Gebetbuch oder den Rosenkranz, gewiß fromm und andächtig, aber sie wissen nicht, wie sie durch andächtiges Mitsingen der Lieder, die doch die nämlichen frommen Gedanken enthalten, dazu in der das Gemüt immer mehr ansprechenden poetischen Form überdies in dem durch den Ton gehobenen sprachlichen Ausdruck, sich in eine ganz besonders warme religiöse Stimmung versetzen könnten.

Heute werden vielfach die Kirchenlieder von solchen gesungen, die im Gotteshause sich nicht anders zu beschäftigen wissen. Nun: der Gesang ist dann auch danach; hat man aber die Freude und das begegnet einem doch zuweilen, neben Jemandem zu knien, der mit Andacht und Gefühlsausdruck singt, dann wird man selbst von dieser frommen Stimmung mit angesteckt.

Folgen unsere frommen Leser, die bisher beim Singen der kirchlichen Volkslieder abseits gestanden, einmal unserem Rat und singen mit, sie werden bald sagen: das Sonntagsblättchen hat uns einen guten Rat gegeben und unserer Andacht genutzt.

Durchs Aehrenfeld.

Was sich heute draußen bewegt, ist alles auf Sport gestimmt. Geht man über die Straße, begegnet einem ein ganzer Trupp Radfahrer und Radfahrerinnen, oder gar eine Partie hallunackter Schnellläufer, die durstige Zunge auf den dicken Lippen, den Brustkorb aufs und niederhebend, als könne die überangestrengte Lunge kaum Luft mehr bekommen. Auf den Plätzen hat der Fußball, auf dem Wasser der Ruderklub seine Spielerholung. Für einen Gang aber hat die junge Welt wenig Interesse, und doch ist er einer der schönsten, der sich denken läßt, ein Gang, der dazu noch gerade die Gedanken auf das richtet, was heute die Hauptsrage für jeden ist: auf das Brot! Es ist ein Gang durchs Aehrenfeld.

Ein Gang durchs Kornfeld am Morgen. Sonntagserholung des Landmannes, der eine schwere Woche im Schweiß des Angesichts den Boden bestellt! Freude und Sehnsucht der Alten und Kinder! Zwischen den Kornfeldern meines Dorfes, wie oft bin ich da einhergeirrt! Da sehe ich auch dich, ehrwürdiger Großvater, wandeln mit den Enkeln im Gespräch, oder stehen bleibend in einem langen, dankbaren Blicke alle die Fülle um dich her ermessen und mit zitternden Händen die Frucht der Aehre kosten. Ein frommes Lächeln leuchtet über dein greises Gesicht und du bist ein solcher Acker voll Segen und weißt es nicht in deines Herzens Einfalt.

Ein Gang durchs Kornfeld am Mittag! Welch eine eigene, fast seltsame Poesie liegt darin! Man kreuzt auf den Feldwegen hin zwischen den hohen Aehrengassen, in denen die Glut des Tages sich verfängt. Da drinnen kocht und gährt und arbeitet es unhörbar. Aus verborgenen Kräften bereitet Gott der Herr das Manna der Welt. Schwül und glasig zittert die Luft über den weiten Flächen; aber kein Halm regt sich, keine Wolke zieht über die brennende blaue Wüste des Himmels. Alles steht unbewegt im flimmernden Zauber. Nirgend Mensch, noch Tier: fremdes, ödes Schweigen überall. Auch die Lerche ist still geworden; nur die Grille schrillt ohne Aufhören. Wohin euer Auge blickt, Streifen an Streifen glänzen die stummen, einsamen Gebreite. Aber gehet weiter! Thal ab, wie im Nest versteckt, lugt ein Dörfchen mit seinen Strohdächern und den breitkuppeligen Birnbäumen aus den Feldern; hügelan wartet eine Windmühle auf ein wehendes Lüftchen, während jenseits auf grüner Koppe die Rinder mit gesenkten Häuptern in der Sonne stehen und die Wärme trinken. Wie gern verliert sich der Blick in solchen Szenen! Wo ist der Fülle goldenes Horn so reichlich ausgeschüttet und das Mahl so voll bereitet, für die bedürftigen Kinder der Erde?

Ein Gang durchs Kornfeld am Abend. Wie schön, wenn die Aehren im Rot des letzten Lichtes nicken und die Dorfschwalbe lautlos darüber hinstreicht, wenn dann kühlender Tau über den Feldern weht und endlich die Nacht niedersinkt und der Himmelswagen seine Straße hinaufsteigt oder ein Stern im silbernen Bogen durch die unendliche Tiefe schießt, ein feuriger Bote aus höherer Welt, wenn der Nachtwind mit leichtem unhörbarem Schritt gezogen kommt, im Schlafe zu scheiln die müden von der Fruchtlast, die sie zu tragen haben, gebeugten Aehren, nachdem sie den ganzen Tag der hochstehenden Sonne glühende Strahlen getragen? Gewiß: schön ist das Aehrenfeld, und ein Gang durch dasselbe ein rechter Parabelgang. — Die köstlichsten Gleichnisse aus dem Evangelium, vom Säemann, vom Weizenacker, von den Garben, von dem, was gesäet wird, verwelkt und außerstehen wird, unverweslich, all die alten Spiegelbilder, in denen der göttliche Heiland das menschliche Leben uns vorgeführt hat, stellen sich wie von selber uns vor. Ja, man empfindet es und versteht es besser, wenn die altchristliche Dichtung die Aehre und ihr Korn, welches erst vernichtet und dann zum Brot des Lebens wird, mit Christus selbst vergleicht; und daß der spanische Dichter Calderon unter den streitenden Geschlechtern der Pflanzen die Krone der bemütigen Aehre zuerkennt.

Das reife Kornfeld erinnert aber auch an den schnellen Wandel aller Dinge. Man meint schon die Sichel klirren zu hören und die Mäher und Binderinnen daherschreiten zu sehen. Die Garben stehen empor und die reichbeladenen Fruchtwagen schwanken zu den schnell sich auftürmenden Schobern. Dann ist des Jahres schönere Hälfte dahin. Ueber dem Stoppelfelde liegt schon die ganze Herbstschwermut. Die Wandervögel sinnen weben ihre Schleier; die Heimatvögel, lange verstummt, rüsten zur fernen Wanderschaft; vom Himmel hängt trübstilles Gewölk. Nur wenn im Spätherbst die Pflugschar von neuem die Erde spaltet, belebt sich noch einmal dieses Bild. Die Spuren der Vergänglichkeit schwinden wieder, der neuen Saat wird das Bett bereitet, hoffend strebt der Sinn hinaus, und wie der Scheidende wohl dem Bleibenden ein tröstend grünes Reis zurücklässt, so zeigt uns noch im Vorwinter das Korn ein neues Grün. Mag die Schneedecke es auch bald verhüllen, sie hüllt es nur ein, um es desto sicherer einer künftigen Frühlingssonne entgegenzuführen.

Edelmut.

Es war eine heiße Julinacht. Dr. K., der Arzt eines kleinen Fleckens, sitzt am Sterbelager seiner einzigen Tochter. Heute vor zwanzig Jahren starb dem Arzte das geliebte Weib, dem neugeborenen Kinde die Mutter. Begreiflich, wie das Kind dem Vater, weil einzig geblieben, alles geworden. Nun soll auch sie sterben. Seit 14 Tagen rast das wilde Typhusfieber durch ihre Adern.

Am Himmel ist ein furchtbares Wetter aufgezogen. Der Regen rauscht und schlägt an die Fenster, grell zucken die Blitze, der Donner rollt fürchterlich. Aber der Arzt hat kein Acht auf das, was draußen vor sich geht. Er hört nur die raschen Atemzüge seines Kindes, sieht nur die Sterberosen aufblühen auf der Tochter bleichem Gesicht.

Eben hat auf dem Turm die Mitternachtsstunde geschlagen und durch Sturm und Wetter trägt die Glocke ihre zwölf Töne in die stille Kammer. Da auf einmal horcht der Mann auf und in ihm der Arzt, eilige Schritte nahen dem Hause:

In schrillem Läuten die Glocke erklingt,
Es pocht mit Gewalt an den Toren
„Mein Weib, mein Weib, mit dem Tode ringt!
O eilt, sonst ist sie verloren!"

Der arme Vater, was soll er tun, sein sterbendes Kind allein lassen, um einer Fremden zu helfen? Ein anderer Arzt ist nicht im Orte und Gefahr, wie es scheint, im Verzuge. Einen Augenblick schwankt er. Doch als er hinblickt auf seine geliebte Tochter, da ist es ihm, als wenn sie die bleichen Lippen bewegte und spräche: „Geh Vater, geh, es ruft dich die Pflicht."

Und er reißt den Hut vom Nagel, greift nach seinem Pastek und hinaus gehts mit dem Rufer durch die schauerliche Nacht.

Nach 2 Stunden ist es geschehen, die fremde Frau, die mit ihrem Manne eben in die Gemeinde eingezogen war, hat er dem

Tode entrissen, dem glücklichen Gatten bleibt sein Weib, dem kleinen Neugeborenen die Mutter erhalten. Nun eilt er heim. Das Wetter hat sich verzogen, der Mond steht nach diesem Aufruhr der Natur wie zu stillem Frieden am Himmel. Aber sein Kind findet der Vater nicht mehr am Leben. Während er draußen einer Mutter und einem Kinde das Leben gerettet, hat der Todesengel sein eigenes heimgeholt. Ein tiefes Weh erfaßt den Mann, Kummer und Gram lassen sich verzehrend nieder auf den armen Vater; totenbleich schreitet er hinter dem Leichenwagen. Und kaum hat man das liebe Kind neben ihrer Mutter ins Grab gelegt, da legt zwei Tage nachher der Arzt sich selber nieder, vom nämlichen Fieber ergriffen. Und wenige Wochen nachher, in denen er in wilden Fieberphantasien alles das wieder erlebt, was in jener Nacht ihm begegnet, da ist sein edles Herz gebrochen.

Es war im Orte ein großes Leid. Der Verstorbene war durch sein Wohlwollen und seine Kunst ein Wohltäter der Gemeinde, der Reichen und Armen gewesen. Alles begleitet den braven Mann auf dem letzten Gang. Eine ergreifende Rede hat eben der Geistliche am Grabe gehalten:

Nun senkt man zur Erde den müden Leib,
Die Trauernden geh'n fort mit Weinen
Um die Gruft noch knie'n ein hageres Weib,
Ihr Mann mit betenden Kleinen.
Still tritt der Gräber zum Trauerort
Ihn rührt der Dankbaren Jammer:
„Ihr kanntet den Herrn wohl, dem ich dort
Bereitet die Totenkammer?"
Sie schau'n verklärt und mit Wehmut ihn an:
„Den hier ihr zur Ruhe gebettet,
Sehkt diesen Kindern hat dieser Mann
Die einzige Mutter gerettet!"

Aus der Märchenwelt.

Woran man eine Prinzessin erkennen kann.

Es war einmal ein Prinz, der wollte eine Prinzessin heiraten, aber es sollte auch eine wirkliche Prinzessin sein. Königliches Blut sollte in ihren Adern rollen. Er reiste nun durch die halbe Welt, um eine solche zu finden. Aber überall stand etwas im Wege. Prinzessinnen waren schon genug da, aber ob es wirkliche Prinzessinnen seien, dahinter konnte er nicht kommen, immer war etwas, was nicht stimmte.

Eines Abends brach ein furchtbares Unwetter aus. Da klopfte es im Sturm an dem Schloß, und Einlaß begehrte ein junges weibliches Wesen. Es hatte ein schönes, feines Gesicht, aber das Wasser triefte von den aufgelösten Haaren und den zusammengeklatschten Kleidern herab bis in die Schuhsohlen hinein. Da sie sagte, sie sei eine Prinzessin, ward sie zum Königin und zur Königin geführt. Da sie auch hier wiederholte, daß sie eine wirkliche Prinzessin und Fürstenblut in ihren Adern flösse, sagte der König zur Königin: „Was sollen wir machen, um herauszubekommen, daß das, was sie sagt, Wahrheit ist?" „Laß mich machen", sagte die Königin.

Sie ging also in das Gemach, wo die Prinzessin schlafen sollte, nahm aus dem Bette die Decken und die Matratze und legte unten auf dem Boden eine Erbse. Dann schob sie die Matratze wieder hinein, legte noch eine Daunendecke darauf und wies das Bett der Prinzessin zur Nachtruhe an.

Am Morgen fragte man sie, wie sie geschlafen hätte. „O entsetzlich schlecht," sprach die Prinzessin, ich habe die ganze Nacht kein Auge zu tun können, Gott weiß, was in meinem Bette gewesen. Ich habe auf etwas so Hartem gelegen, daß ich am ganzen Körper braun und blau bin." Daraus konnte man erkennen, daß sie eine wirkliche Prinzessin sei, weil sie durch die Matratze und das Daunenbett hindurch die kleine Erbse gefühlt habe. So feinfühlig, meinte die Königin, könne nur eine wirkliche Prinzessin sein.

Und der Prinz nahm sie zur Frau.

Ein Märchen, das Andersen erzählt, das aber eine schöne Ausdeutung uns nahelegt. Es gibt auch heute noch Männer, die heiraten wollen und auch, es brauchen keine Prinzen zu sein, sich eine wirkliche Prinzessin zur Frau wünschen, aber nicht eine Prinzessin, die so fein geputzt und angezogen und in so feinen Wagen fährt, den Bedienten in Livree auf dem Bock, daß diejenigen, en denen sie vorüberfährt und die den eleganten Wagen, Kutscher und in dem Wagen die darin Thronende sehen, sagen: „Das ist gewiß eine Prinzessin," sondern eine Prinzessin an Gesinnung.

Nun wurde ein solcher Sucher eines Tages zum Abendessen in einer vornehmen Familie eingeladen, die drei heiratsfähige Töchter hatte. Ein blasses, kränkliches Dienstmädchen mit hektischen Rosen auf den Wangen servierte bei Tisch. Unser Menschenfreund empfand schon gleich Mitleid mit ihr. Als das Essen zu Ende war, erhob sich die älteste Tochter, ging zur Mutter und bat: „Liebe Mutter, wüßt du mir nicht gestatten, daß ich unserer Lucie beim Abtragen und beim Spülen in der Küche helfe? Sie ist so müde und angestrengt heute gewesen und sieht so abgespannt aus, sie bedarf der Ruhe, sie kann dann früh zu Bette gehen, und was wir noch an Wein ꝛc. bedürfen, kann ich alles besorgen." Die Mutter, die ihre Tochter kannte, gab ihr einen Kuß und sagte: „Elisabeth, ich weiß ja, wie du bist, tue nach deinem Herzen."

Dem fremden Gaste aber schlug vor Freude das Herz und er sagte sich: um die werbe ich. Heute abend noch bitte ich den Vater, ob ich meine Besuche wiederholen dürfe, denn ein so feinfühliges und zartes Wesen, das mitten in heiterer Gesellschaft sein Augenmerk auf ein armes Dienstmädchen richtet und in Liebe daran denkt, dem die Arbeit abzunehmen und es zur Ruhe zu schicken, damit seine Gesundheit nicht Schaden leidet, und dann selbst weiter seine Stelle vertreten will, eine solche junge Dame ist ein wirkliches Edelfräulein und bietet die Garantie, eine hingebende Gattin und eine treue Mutter zu werden.

Die beiden wurden ein Paar, und zwar ein sehr glückliches Paar, weil beide in der Liebe und zwar nicht in selbstsüchtiger, sondern in einer zarten, mitfühlenden Liebe gegen diejenigen, denen das Los der Armut zugefallen, sich begegneten. Elisabeth hatte diese harte Erbse fremden Leides durch all die Flaschen, den Braten, Obst und Eis hindurchgefühlt.

Aller Anfang ist schwer.

Daß das Leben des Menschen Mühsal und von Bitterkeit erfüllt ist, sagt die hl. Schrift und die Erfahrung lehrt es alle Tage. Man möchte nur manchmal wünschen, es finge das Leid nicht allzu früh an und wenigstens in einer Lebensperiode würde das Leben nicht allzu hart empfunden, in der Kindheit und in der Jugend. Da, meint man, müsse es für den Menschen doch einmal eine reine, ungetrübte Freude geben, da müsse er sich einige Lichtstrahlen sammeln dürfen, die imstande sind, hoffnungsfreudig ihn für die kommenden dunklen Tage zu erhalten. Aber wie viele haben denn nun eine glückliche Jugend!

Es sagt zwar ein altes Sprichwort, das viel Lebensweisheit enthält: „Es sei besser, zuerst schwarzes Brot zu essen" und in der hl. Schrift steht geschrieben: „Es sei ein köstlich Ding für einen Mann, daß er das Joch in seiner Jugend trage." Aber man vergesse nicht, es ist eben doch ein schwarzes Brot und ein Joch ist eben ein Joch, und an uns selber denkend, die wir auch lieber Weißbrot, wie schwarzes Brot essen und lieber, wie die Soldaten ohne Tornister und Gepäck, als mit demselben wandern, haben wir sicher kein Recht, der Kindheit und der Jugend alle die Sorgen zu wünschen. Doch wenn dem auch so ist und wir immer von Mitleid gerührt werden, wenn wir lesen, was mancher in seiner Jugend durchgemacht, welche Entbehrungen er gelitten, so ist doch, überschauen wir das ganze Leben, nicht alles, was wir zu erdulden haben, beklagenswert. Es kommt wesentlich darauf an, ob wir für unser inneres Leben Gewinn daraus ziehen. In diesem Falle können Leiden uns stärken. Es kommt darauf an, ob im Menschen ein starker, mit Vertrauen auf Gott verbundener Wille oder eine weiche, widerstandslose Seele sich findet. Der schwere Schmiedehammer schlägt Prodes Glas und Porzellan in tausend Stücke und zerstreut weiches Pulver in alle Winde, aber das pfiffbare biegsame Eisen macht er zu hartem Stahl. Mit einem Körnchen Sand zerschmettert man einem Schmetterling die Flügel, während der Mauswurf aus einem großen Stück Garten ein Bergwerk macht und durch große Erhöhungen seine Kraft zeigt.

„Woher sind die Besten gekommen? Sie kommen aus dem Lande der großen Schmerzen und der großen Trübsal. Die Wege, die auf die Höhen führen, sind anfänglich fast immer düster. Sanfte Abhänge sind für die, die abwärts gehen; holperige Stege, steile Pfade sind für die, die aufwärts klimmen. Es gibt wenig gute, tüchtige Menschen, die nicht ihre harten Lehrjahre gehabt haben." Wenn sie alle einem ihre Geschichte erzählen könnten, dann würde es sich zeigen, was alles sie ausgehalten haben. Vor mir liegen die Biographien zweier großer Musiker, Beethoven und Haydn.

Was hat nicht Beethoven als Knabe ausgestanden unter einem Vater, der dem Trunke ergeben war? Die Glas- und Porzellanschränke des Hauses wanderten nebst der Silberservice und der Leinwand eins nach dem anderen zum Trödler und die daraus noch mehr entstandene Not ließ den Vater nur noch mehr in seine Schwäche verfallen. So war Beethovens Schule die Not des Lebens. Weil der Knabe Talent hatte, so meinte Beethovens Vater, durch diesen seinen Sohn Ludwig seine zerrütteten Verhältnisse aufbessern zu können und darum gab der Vater nach und ließ ihm strengen Unterricht geben. Wie jedoch dieser Unterricht in dem Beethovenschen Hause beschaffen war, erkennt manaus der Erinnerung der Hausgenossen, daß, wenn der Klavierlehrer Pfeifer, der bei Beethovens wohnte, oft spät in der Nacht mit dem Vater aus dem Wirtshause kam, der kleine Ludwig noch aus dem Bette geholt und bis zum frühen Morgen am Klavier gehalten ward. Wer weiß aber, ob wir einen Beethoven hätten, wenn nicht die Not und die Verhältnisse, die ihn zur äußersten Anspannung aller Kräfte und zur Entwicklung all seiner Talente zwangen, ihm das Gefühl seiner Kraft vermittelt hätten?

Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Not an einem großen Tage
Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Und Haydn. Sein Vater war Wagner und die Ehe desselben mit zwölf Kinder gesegnet. Da der kleine Sepperl durch sein gutes musikalisches Gehör dem Vater, der etwas zu klimpern verstand, auffiel, so schickte er ihn zu seinem Vetter Frank, von dem Haydn selber schreibt: „Ich danke es diesem Manne noch im Grabe, daß er mich zu so vielerlei angehalten hat, wenngleich ich dabei mehr Prügel, als zu essen bekam."

Später kam Haydn als Chorknabe zu dem Hofkapellmeister Reutter. Ueber diese Zeit lesen wir in seiner Lebensgeschichte: „Was aber für ihn sehr empfindlich und in seinem Alter schmerzhaft sein mußte, war der Umstand, daß es schien, als ließe man absichtlich mit dem Geiste auch den Körper verhungern. Josefs Magen mußte sich an ein immerwährendes Fasten gewöhnen. Doch suchte er sich bei vorfallenden musikalischen Akademien, wo den Chorknaben etwas zur Stärkung gereicht wurde, für eine Weile zu entschädigen. Sobald Josef diese für seinen Magen wichtige Entdeckung gemacht hatte, bekam er eine unglaubliche Zuneigung zu den musikalischen Akademien. Er befliß sich, so schön wie möglich zu singen, um als ein geschickter Sänger bekannt und überall hingerufen zu werden, damit er Gelegenheit finde, seinen nagenden Hunger zu stillen."

Haydn hatte einst in seinem jugendlichen Uebermut einem anderen der Chorknaben, der gegen deren Sitte sein Haar im Zopfe trug, denselben abgeschnitten. Reutter verurteilte den 17jährigen hart genug zu Stockschlägen auf die flache Hand. Haydn erklärte: Er wolle austreten, man möge ihm die Strafe erlassen. „Da hilft nichts," erwiderte Reutter, „du wirst erst geprügelt und dann marsch!" So trat denn Haydn im Spätherbst, hilflos, ohne Geld, mit drei schlechten Hemden und einem abgenutzten Rock ausstaffiert, in die große Welt.

Sogleich die erste Nacht mußte er, nachdem er von Hunger gequält, die Straßen durchirrt und sich endlich erschöpft auf die nächste Bank niedergelassen hatte, bis zum grauenden Morgen in der feuchten Novemberluft im Freien zubringen. Beinahe hätte ihn die Not dazu getrieben, wider Beruf in den Orden der Serviten zu treten, bloß um sich satt essen zu können. Jahre lang dauerte diese Not, doch konnte sie ihm den angeborenen Frohsinn nicht rauben.

Sogleich die erste Nacht mußte er, nachdem er von Hunger gequält, die Straßen durchirrt und sich endlich erschöpft auf die nächste Bank niedergelassen hatte, bis zum grauenden Morgen in der feuchten Novemberluft im Freien zubringen. Beinahe hätte ihn die Not dazu getrieben, wider Beruf in den Orden der Serviten zu treten, bloß um sich satt essen zu können. Jahre lang dauerte diese Not, doch konnte sie ihm den angeborenen Frohsinn nicht rauben.

Wenn im Sommer Regen, im Winter Schnee durch die Fugen des Daches